

*Vom Lesen zum Leben*

**Günter Bader, *Lesekunst. Eine Theologie des Lesens*, Tübingen: Mohr Siebeck 2019 (Hermeneutische Untersuchungen zur Theologie 76), 580 S., € 129.00, ISBN 9783161568572.**

Johanna Breidenbach  
(Theologie, Zürich)

Wer zunächst einmal das schiere Volumen der jüngsten Monographie Baders wahrnimmt – und vielleicht schon den einen oder anderen Text von Günter Bader kennt – der mag sich direkt auf den doppelten Boden des Titels gestellt sehen, indem *Lesekunst* zwar das Erkenntnisziel sein mag, aber gleichzeitig die Voraussetzung zu sein scheint, um diese 527 Seiten überhaupt in Angriff nehmen zu können. Und wer nicht hat, dem wird auch nicht gegeben, wie man weiss. Man braucht also ein bisschen Mut, um anzufangen, aber, um es direkt vorwegzunehmen, es lohnt sich.

Auf das exklusive und ambitionierte Moment seiner Bücher spielt Bader vielleicht auch selbst an, wenn er im Vorwort zur Einordnung drei seiner Buchprojekte von Türmen spricht. Die Themen „Name“ bzw. „Rühmung des Namens“ und „Psalter“, die verhandelt werden in „Die Emergenz des Namens“ (2006) und „Psalterenspiel“ (2009) sind die ersten beiden, zu denen sich nun noch der dritte Turm der „*Lesekunst*“ gesellt hat. Ihre Nähe lässt sich auf der Sachebene greifbar machen anhand von Argumentationsfiguren, Stichworten und Namen, die sich in den Verzeichnissen aller drei Bücher finden. Sie wurden, so zeigt der Rückblick, teilweise vorbereitet auch schon in kleineren, früheren Studien Baders, z.B. im Traktat „Melancholie und Metapher“ oder im Aufsatz „Protestantismus und Arabeske“. Zusammengehalten werden sie inhaltlich durch die These, die wie eine große Pipeline das gesamte Oeuvre Baders mit Brennstoff versorgt: nämlich, dass Theologie, Reden von Gott, nur dann wirklich Reden von Gott ist, wenn dieses Reden sein muss.

Das Buch ist, wie die anderen beiden auch, ein zutiefst sprachhermeneutisches. Dabei setzt es sich zweifach vom hermeneutischen Diskurs in der Theologie ab: erstens, indem es das (lesende) Verstehen weder anhand des Zeichen- noch des Deutungsbegriffes expliziert, sondern dem Begriff des Lesens selbst diese Aufgabe

anhängt: wenn man Lesen und nicht-Lesen am Ende richtig unterscheiden kann, hat man's geschafft.

Zweitens, indem es nicht primär einen explikativen Zugang zur Sache wählt, sondern einen explorativen: Durch die Arbeit am jeweils in Rede stehenden Begriff gelingt es Bader, durch historische Tiefenschärfe und im Gespräch mit den gegenwärtigen Geisteswissenschaften – zu Lasten des Gesprächs mit zeitgenössischer theologischer Literatur – die Geschichte und Eigendynamik von Worten argumentativ fruchtbar zu machen. Z.B. indem Bedeutungsverschiebungen oder -vermehrungen eines Wortes in der geistesgeschichtlichen Entwicklung zu Haltepunkten des Parcours werden, statt sie als unwichtig für eine vermeintlich saubere Begriffsführung auszuscheiden. Wir begegnen in Baders Texten insofern einem Typ systematischer Theologie, der von der Vertrautheit mit der ganzen Geschichte der Theologie und der Philosophie lebt und in deren Deutung zugleich behutsam und programmatisch vorgeht: behutsam, weil er Worte detailbedacht und kontextorientiert auslegt, programmatisch, weil er sie konsequent auf die dem Buch zugrunde liegende Argumentation bezieht. Diese besteht in folgender Behauptung: Jemand, der liest, wird unausbleiblich zu einem Theologen. Um diese starke These nachzuvollziehen, legt Bader in 10 Paragraphen einen weiten Weg zurück, der in Paragraph 1 (*Theologie des Lesens*) bei der Feststellung beginnt, dass Lesen sehr voraussetzungsreich ist und daher mit der Theologie nicht am engsten material verbunden ist, sondern transzendental. Die Divinität des Lesens hängt nicht am Lektürestoff oder -ort, sondern an der Frage, ob überhaupt gelesen werden kann.

Diese Frage hat einen zeitspezifischen Horizont, vor dem Bader das Ziel des Buches konturiert: Es geht ihm um nicht weniger als um eine „Neubeschreibung der Theologie“ (32) unter den Bedingungen eines seit der Scholastik reduzierten, rationalistischen Theologie- und Leseverständnisses, als man die Theologie von ihrer mythopoetischen Vergangenheit abschnitt und das Lesen von vormals vier auf einen einzigen Sinn reduzierte.

Eine Theologie hingegen, die sich „in der Konsequenz des Lesens formiert“ (37) baut auf der Mehrsinnigkeit der Worte auf und sucht diese begrifflich zu verantworten.

Ihre hermeneutische Leistungskraft gewinnt diese metaphorologische Theologie, wie gesagt, aus der be-

grifflichen Unterscheidung von Lesen und Nicht-Lesen. Diese herauszuarbeiten ist also das Ziel der Studie, wie bereits am Aufbau der Kapitel deutlich wird. Dem Phänomen des Lesens geht Bader vom Elementaren bis zum Komplexen nach: vom Buchstaben über die Schrift, den Text, die Literatur, das Buch bis zur Heiligen Schrift, dem Buch der Bücher. Dabei wird dem literalen Begriff jeweils der Kontrastbegriff aus dem Bereich der Oralität oder der Handlung entgegengesetzt, die den Bereich des Nicht-Lesens repräsentieren, so dass sich beispielsweise „Buchstabe und Laut“ (§2) paaren oder „Buch und Leben“ (§7).

Die entscheidene Weiche in der immer schärferen Unterscheidung von Lesen und Nicht-Lesen wird in der Unterscheidung von literarischem und metaphorischem Lesen (§5.4) gestellt. Unter dem Stichwort der Lesbarkeit nimmt Bader die Verknüpfung von Erfahrung und Lesen (inwiefern die älter und weiter ist als Kant wird vor Ort aufgezeigt) so auf, dass er die je größere Unwahrscheinlichkeit Lesen zu können – was eben immer auch heißt: in der Welt Erfahrungen machen zu können – betont.

Am Ende der Unterscheidung von Lesen und Nicht-Lesen steht jedoch nicht die Beschreibung des Nicht-Lesens als Verlust jeglicher Erfahrungsfähigkeit, sondern dessen metaphorischer Sinn. In diesem, ausgelegt durch die Formulierung „Mehr-als-Lesen“ (§9, 2.3), geht es um alle anderen Tätigkeiten außer dem Lesen. Jedoch bezieht die Wendung „Mehr-als-Lesen“ sie eben auf das Lesen zurück und bringt sie damit unter den Gesichtspunkt der Sammlung und des Sinns.

Entscheidend für den Gedankengang ist dabei: Die Unterschiedenheit und Zusammengehörigkeit von Lesen und nicht-Lesen (wer in der Welt liest, liest offensichtlich gerade nicht in einem Buch und doch eint die Metapher beides), die Bader als Zweidimensionalität des Lesens beschreibt, zeigt sich bereits an Texten per se, ohne dass in ihnen je von Gott die Rede ist. Und zwar lässt sich das an strukturellen Elementen der Abwesenheit und des Bruchs aufzeigen, die jeden Text und jeden Lesevorgang durchziehen, seien es die Elemente der Bindung, die jeden Textfluss unterbrechen, seien es die Augenbewegungen beim Lesen, die zwischen Ruhe und Sprung wechseln (vgl. bereits den exzellenten §4 zum Text, sowie §10, 2.b).

Diese Strukturen des anwesenden Abwesenden und Unterbrechenden intensivieren sich je näher man von Text, Schrift über Heilige Schrift und Psalter hin zum Namen Gottes gelangt, der das Paradigma dieser Dialektik ist. Theologie wird man Bader zufolge also nicht dadurch, dass man vor allem Texte der Heiligen Schrift liest oder Texte, die das Wort „Gott“ enthalten, sondern indem man bewusst auf die wesentliche Zweidimensionalität von Texten zu achten lernt, vielleicht auch unter diesem Gesichtspunkt die Qualität von Texten kritisch zu prüfen vermag und vor allem: der Unselbstverständlichkeit des Lesenkönnens eingedenk ist, das sich dem geneigten Leser als Phänomen der Gnade enthüllt.

Mit dem Stichwort der Geneigtheit ergibt sich eine inhaltliche Rückfrage, welche die Rolle des Lesers dieser Neubeschreibung von Theologie betrifft. Bader legt seine Hauptthese in einem Ton vor, der fast die Erwartung eines Gottesbeweises weckt, als ob nun endlich das Element geliefert würde, was den Schalter umlegt und allen die an Texten wirksame Gotteskraft erschließen könnte. Man muss nur lesen, schon ist man Theologe.

Doch versteht man es so, so wird die allgemein nachvollziehbare Dynamik zwar durchaus plausibel, man kann wohl auch so weit mitgehen, dass die Heilige Schrift, der Psalter, der Name Gottes – in dieser Zuspitzung – als der Inbegriff jener prinzipiellen Zweidimensionalität des Lesens erklärbar werden; dass man dadurch aber zu einem Theologen wird, der von Gott sprechen muss, das wird nicht einsichtig.

Stärker wird das ganze Projekt von der anderen Seite her, wenn man nicht nur vom Lesen ausgeht, sondern auch von der liturgischen Praxis des Gottesdienstes, d.h. einem betenden Umgang mit dem Namen, und diesen Ausgangspunkt auch stärker deklarieren würde. Dann sind die Ausführungen der Lesekunst als Auslegung dieser Praxis *und* als Sichtbarmachung der Theologiezieltät von Texten zu verstehen. Beides stellt mit Sicherheit auch einen Gewinn für den außertheologischen Diskurs dar. Bader trägt, zugegeben, diesem Einwand an einigen Stellen auch selbst Rechnung.

Was die Leserfreundlichkeit betrifft, so ist über das oben bereits angedeutete noch zu sagen, dass sie im Vergleich zu anderen Publikationen Baders deutlich höher ist. Es gibt mehr Metakommunikation und Einbezug des Le-

sers bzw. Entgegnung etwaiger kritischer Einwände (so erfolgt refrainartig die Frage: Warum Text jetzt? Warum Schrift jetzt? etc.), was für mehr Transparenz sorgt. Auch die Gliederung des Buches wird zu Beginn jedes Paragraphen wieder aufgegriffen und ihr argumentativer Gehalt ausführlich erläutert. Auf derselben Linie liegt auch das explizite Bemühen, etymologische Studien und suggestive Metaphern begrifflich einzuholen und auch das offene Ende von Gedanken als solches zu benennen.

Wieder einmal tut sich ein riesiges Panorama an Disziplinen, Themen und Diskursen auf, die in großer Verdichtung eingespielt und teilweise in Detailanalysen für die theologische Argumentationsführung herangezogen werden. Das bietet auf der einen Seite dem Verständnis ziemliche Hürden, besonders wenn man die Primärtexte nicht alle selbst gelesen und/oder präsent hat, man aber an einem genauen Nachvollzug des Gedankenganges interessiert wäre. Auf der anderen Seite gelingt Bader dadurch das akademische Gespräch über Disziplingrenzen hinweg, ohne lusttötende Selbstkommentierung, mit Schwung und Eleganz.